

Zeitschrift: Schweizerisches Archiv für Volkskunde = Archives suisses des traditions populaires

Herausgeber: Schweizerische Gesellschaft für Volkskunde

Band: 41 (1944)

Buchbesprechung: Bücherbesprechungen = Comptes rendus de livres

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Bücherbesprechungen — Comptes rendus de livres

Zelleni us em Haslital, Märchen, Sagen und Schwänke der Hasler, aus mündlicher Überlieferung aufgezeichnet von Melchior Sooder. Mit 38 Bildern von Berta Tappolet. (Volkstum der Schweiz, herausgeg. v. d. Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde Bd. 4) Helbing u. Lichtenhahn, Basel 1943. 312 S. — Melchior Sooder, dem wir schon die vortreffliche Sammlung der „Sagen aus Rohrbach“ (Huttwil 1929) verdanken, beschenkt uns nunmehr nach jahrelanger Sammelarbeit mit einer vollständigen Aufnahme der Sagen seines Heimatales. Die neue Sammlung besitzt die auszeichnenden Eigenschaften ihres Vorgängers in womöglich noch höherem Grade: die Texte erscheinen in der Mundart, möglichst genau so aufgezeichnet, wie sie tatsächlich im Volke leben, ohne jede „verschönernde“ literarische Aufmachung; das gibt ihnen die prachtvolle, jeden Freund unverfälschten Volkstums beglückende Lebendigkeit und die zuverlässige Echtheit bis in den einzelnen Ausdruck hinein, die sie für wissenschaftliche Untersuchungen erst einwandfrei brauchbar macht. — Den mehr als 400 Sagen gehn 9 Märchen voraus; ihre geringe Zahl und der weitgehend verkümmerte Zustand ihres Inhalts bestätigt, was für das ganze Gebiet der deutschen Schweiz zu gelten scheint: dass die Zeit lebendiger Märchenerzählung auch in den abgelegenen Bergtälern vorüber ist. Die Sagen dagegen haben trotz allen von den Gewährsleuten selber gelegentlich erwähnten Verlusten noch ein kräftiges Leben, sei es als fest geglaubte Wahrheit, sei es bezweifelt und bestritten, sei es nur noch als unterhaltsame Geschichten aus Grossvatertagen. Besonders die Erzählungen von Wiedergängern und Dämonen, von Hexen und Zauberern leben noch aus dem alten Glauben, aber auch die Zwergsagen werden hier und da noch geglaubt, wenn auch als Berichte aus weit zurückliegender Vergangenheit („äs gääbi no geng Zwäärga; aber si lää si nid virha“ S. 98). — Ein Sträusslein ausgewählter Schwänke und Schnurren macht den Beschluss.

In der Einleitung und in den die einzelnen Texte und Textgruppen verbindenden Bemerkungen geht Sooder auch auf „sagenbiologische“ Fragen ein: er schildert die „alte Zeit, in welcher die Dörfer und Weiler . . . , abgeschlossen durch Berge, noch eine Welt für sich bildeten“, und die tiefgehende Wandlung, die die letzten Jahrzehnte auch hier gebracht haben; er erzählt vom „zDorfgaan“ oder „Dorfen“ und den dabei üblichen Unterhaltungen, spricht von den Erzählern und Erzählerinnen und ihrer Einstellung zu ihren Geschichten, von den Veränderungen im Glauben („äs hed e Ziit ggän, da häi s' bin alle Schiirlenen es Ughir gseen, un hiitigstags gloibd niemmen e selis mee“ S. 67), über unechte, literarische Sagen und ihre Ablehnung durch das erzählende Volk (S. 118), über die erotische Wurzel der Vorstellung vom „Gaismäitli“ (S. 144), über den Zusammenhang zwischen Totenscharsagen und Maskenbrauch (S. 34 ff.), über das Verhältnis von Sage und Geschichte und ist dem Ereignisursprung der einzelnen geschichtlichen Sagen nachgegangen, sodass wir einige Male den Weg vom Bericht zur Sage ziemlich deutlich vor Augen sehen, usw. Überall zeigt sich Sooder dabei mit den Fragen vertraut, die die Volkssagenforschung vordringlich bewegen. — Das Einzige, was man etwa vermissen könnte, ist ein Motivregister mit Verweis auf Parallelen in andern Sammlungen, wie Sooder selber sie schon seinen Rohrbacher Sagen beigegeben hat. Aber

vielleicht ist es an der Zeit, endlich einmal ein Motivregister über sämtliche bisher veröffentlichten Schweizerischen Volkssagen anzufertigen und herauszugeben, auf das dann in neuen Sammlungen nur verwiesen zu werden brauchte. Ein solches Register würde die Untersuchung der Sagen der verschiedenen schweizerischen Landesteile auf ihre geographische Verbreitung, ihr Verhältnis untereinander und zu den Sagen der Nachbarn und damit die Grundlegung einer geographisch-historischen Interpretation des Sagenbestandes der Schweiz wesentlich erleichtern. — Doch eine solche Arbeit ist nicht Sache des Sammlers. Ihn beglückwünschen wir zu seiner reichen Ernte und danken ihm für die geduldig und selbstlos dienende Treue, mit der er in den Sagen seines Heimattals ein Stück echten Volkstums unverfälscht festgehalten hat; wir danken aber auch der herausgebenden Gesellschaft und dem Verlag für die gediegene Ausstattung des Buches, dem wir recht viele Leser wünschen, und das für andre Sammler ein nicht leicht zu erreichendes Vorbild aufstellt.

Friedrich Ranke.

Dr. Egon Fenz, Laut, Wort, Sprache und ihre Deutung. Grundlegung einer Lautdeutungslehre. Wien. Franz Deuticke 1940. 179 S. — Es war seit je ein Traum dichterisch veranlagter Philologen und philologisch belasteter Dichter, es müsse einmal gelingen, das Geheimnis des Sprachklanges, seinen "Symbolgehalt", den wir, von einem Sprachkunstwerk ergriffen, mehr oder weniger deutlich empfinden, in klaren Worten auszusagen und womöglich ein System der "Lautsymbolik" aufzustellen. Das braucht nicht immer so massiv naturalistisch zu geschehen wie bei jenem kauzigen Königsberger Germanisten, der das Wort *plumps* als eine genaue Nachbildung der Geräusche deutete, die ein ins Wasser geworfener Stein erzeugt: *p* = der Stein schlägt aufs Wasser, *l* = der Trichter bildet sich, *u* = der Trichter wird tiefer, *m* = Stille, *p* = der Stein schlägt (leiser) auf den Grund, *ss* = die Blasen steigen auf. — Aber alle bisherigen Versuche haben das gemeinsam, dass sie im Subjektiven stecken bleiben und daher keiner dem andern gleicht. Herrn Dr. Fenz wurde "vor etwa zwei Jahrzehnten, in einer Lebensphase vorwiegend dichterischer Neigungen . . . plötzlich und blitzartig der enge Zusammenhang klar, der zwischen Laut und Bedeutung, zwischen Worten und geschilderten Dingen besteht"; und er glaubt nunmehr, in „zäher Kleinarbeit“ den Weg gefunden zu haben, „auf dem die ahnende Schau zum sicheren Nachweis führt“.

Den Schlüssel zu dem Geheimnis liefert ihm nicht der Klang, sondern die "Lautungsgebärde" d. h. der Gebärdensinn der Artikulationsbewegung: *m* = "zusammen", *w* = "auseinander", *f* = "feinstem Widerstand entgegen", *b* = "auf", *p* = "fest auf", *pf* = "auf und feinstem Widerstand entgegen", *t* = "fest dran", usw. Dabei begeht der Verfasser einen Fehler, den er selber an anderen Systemen rügt: er "deutet offenbar Buchstaben und nicht Laute"; sonst könnte er z. B. nicht *st* als "Übergang von fein und scharf eindringen (*s*) in fest dran (*t*)" interpretieren (oder spricht er etwa als Norddeutscher *sstein*?) oder in *Ehe* das rein orthographische *h* als "einander haben" deuten. Und wie steht es um das System, wenn ein schriftdeutsches *Ast* (etwa = "wage-recht — scharf und spitz — fest dran") im alemannischen *Ascht* die Lautgebärde *sch* = "ungestaltet" erhält? — Über Subjektivitäten kommt auch Herr Fenz ersichtlich nicht hinaus, und es wird doch wohl bei Wilhelm Wundts und Hermann Pauls Feststellung bleiben, dass eine unmittelbare Verbindung von Wortklangkörper und Wortsinn in heutigen (und allen historischen) Sprachen

nur in einer verschwindend kleinen Zahl lautmalender Wörter anzuerkennen ist. Zu den bekannten Wortlisten (Klacks, Klecks, Knacks, bimmeln, prusten, quietschen, zwitschern usw.) treten vor allem in den Mundarten noch jene Lautgruppen, an denen assoziativ ein gewisser Gefühls- und Vorstellungswert hängt; man vergleiche etwa, was Jürg Fierz in seiner kürzlich erschienenen Dissertation "Die pejorative Verbildlichung menschlicher Körperbautypen im Schweizerdeutschen" (Zürich 1943, S. 15, 39 ff., 124 ff., 140) über die Lautgruppe *pfl* als Lautbild für eine dicke, unförmige (meist weibliche) Person oder die Lautgruppe *gr* als Lautbild für „verkrüppelt“ ausführt. In solchen und ähnlichen Fällen berührt sich die Sprachforschung mit der Volkskunde, da wir es hier mit Schöpfungen der „emotionalen“ Volkssprache zu tun haben.

Friedrich Ranke.

K. Meuli, Schweizer Masken. Zürich, Atlantis-Verlag, 1943. 84 + 15 S., 60 Tafeln. — Vor einigen Jahren hat Meuli in einem Artikel des Handwörterbuchs d. d. Aberggl. gründlich seine Theorie über die Entstehung und Entwicklung der Masken dargelegt. In dem vorliegenden Buch behandelt er das Problem zwar in kurzer und leicht lesbarer, aber doch gründlicher Form. Eigentlich ist seine Abhandlung Begleittext zu den Bildern der Masken aus der Sammlung von der Heydt. Dieser grosszügige Sammler hat eine stattliche Zahl eigenartiger Masken zusammengebracht und auch erlaubt, neben seinen Stücken noch einige andere zu reproduzieren. Der Text, wenigstens des ersten und dritten Teils, handelt nur über einige Hauptmaskengebiete der Schweiz. Im zweiten aber hat er alles über Sinn und Ursprung der Masken, was er in dem genannten Artikel mit einem reichen Material belegt, zusammengefasst. An diesen zweiten Teil wird sich der wissenschaftlich orientierte Leser besonders halten. Meuli hat knapp zusammengefasst, was er im Handwörterbuch ausführt: den Ursprung der Maske aus den Totengeistern. Interessant und wichtig ist, was an Ergänzungen und Fortschritten seit dem genannten Artikel dazugekommen ist. Ich erwähne besonders, was Meuli über das religiöse Erlebnis des Maskenträgers, das was Frobenius mit dem Ausdruck Ergriffenheit bezeichnet hat, zu sagen weiss. Das gehört in den ganzen Komplex von seelischen Gegebenheiten, aus denen heraus uns das Maskenerlebnis verständlich wird. Ich nenne ferner den schönen Fund eines altpersischen Heischeliedes und auch die Erklärung des schwyzerischen Greifflets. Höfler gegenüber, der allzuweit vorgeprellt ist, hält sich Meuli mit Recht vorsichtig zurück, indem er die Frage, ob Brauch oder Sage älter sei, unentschieden lässt. Hervorheben wollen wir seine Andeutung, dass sich mit den Ahnenmasken auch andere Numina, vielleicht aus Vegetations- oder anderen Kulturen stammend, verbunden haben.

Im ersten Abschnitt hat Meuli den lebenden Schweizer Maskenbrauch geschildert, lebend allerdings im weitesten Sinn; es umfasst auch, was die Tradition aus dem 16. Jahrhundert zu berichten weiss. Das Bild dieses Maskenbrauchs ist recht laut und bunt. Mit seinen Andeutungen und Fragezeichen lockt es zum zweiten Teil, nach dessen Lektüre dann der dritte die Anwendung bietet, d. h. er zeigt, wie sich der Maskenbrauch bei uns im Lauf der Jahrhunderte entwickelt haben muss, bis zum Rückgang oder Absterben in den letzten Jahrzehnten. Wir sehen, wie manches (aber nicht alles), was die Sage vom Wilden Heer berichtet, im Maskenbrauch seine Parallele hat, wie sich Heischen, Spenden, Strafen, Rügen im Wilden Heer oft in alter, roher Form,

im Maskenbrauch dagegen vielfältig zahmer oder auch in verfeinert städtischer Form wiederfindet. Manches bleibt allerdings noch fraglich, manches rätselhaft, und es ist gut, dass Meuli ausdrücklich auf diese Fragezeichen hinweist. P. G.

Rudolf Siemsen, *Germanengut im Zunftbrauch. Ahnenerbestiftung*, Berlin-Dahlem, 1942. 194 Seiten. — Die geistigen Grundlagen für dieses Werk ruhen auf den Arbeiten von Stumpfl, Wolfram, Lily Weiser, und vor allem Höfler (Kultische Geheimbünde; germanisches Kontinuitätsproblem), dessen Schüler Siemsen war. Die gleiche Begeisterung und das Sich-Einsetzen für eine Idee wie bei den erwähnten Autoren wird man auch bei Siemsen feststellen können; man wird auch gelegentlich die gleichen Bedenken und Einwände nicht unterdrücken können. Im Gegensatz zu der mehr national-ökonomisch eingestellten Zunftliteratur sollen hier das Wesen und die Geschichte der Zunft aus dem Brauchtum heraus gedeutet werden. Der mittelalterliche Zunftbrauch wird mit altgermanischen Kulturen in Zusammenhang gebracht und damit bewiesen, dass das Zunftbrauchtum in seinem Grundbestand ursprünglich religiösen Inhaltes ist. Es werden besonders herausgehoben die grossen Jahreslauffeiern, die Aufnahmebräuche und der Totenkult, die ursprünglich von Bünden der kriegerischen männlichen Jugend getragen wurden; die Handwerkerbünde, als spätere Träger dieses Brauchtums, würden damit zu Nachfolgern dieser altgermanischen Kriegerbünde. Dass das Zunftbrauchtum germanischen Kulturen entstammt, wird nun an einer Unmasse von ausserordentlich fleissig und sorgfältig zusammengetragenen Belegen dargestellt; schon die grosse Zahl der genau belegten Anmerkungen und das Literaturverzeichnis zeugen von der riesigen Arbeit, die in diesem Buch steckt. Neben einer Menge von sehr gescheiten Bemerkungen, wie sie vor allem im Kapitel „Ehre und Gemeinschaft“ stehen, darf doch nicht übersehen werden, dass der Arbeit einige Mängel anhaften, die allerdings im wesentlichen daraus zu erklären sein werden, dass der Verfasser im Kriege gefallen ist und sein Werk nicht mehr völlig überarbeiten konnte; es liegt nun unverändert vor. Immerhin wäre es wohl kaum nötig gewesen, wörtlich gleiche Stellen zweimal zu drucken (S. 72 u. 107; S. 74 f. u. 101 f., mit den entsprechenden Anmerkungen). Bedauerlich ist, dass gegen eine Arbeit von Pappenheim mit der Bezeichnung „der Jude“ polemisiert wird (S. 70); es scheint dies in einem nicht überarbeiteten Kapitel stehen geblieben zu sein, da Pappenheim sonst in anderen Fällen als Kronzeuge verwendet wird, und Siemsen in keinem einzigen anderen Fall ein solcher wissenschaftlicher Lapsus zur Last gelegt werden kann. Dem Buch ist ein reiches Stichwortverzeichnis angehängt, das allerdings nicht alle Einzelheiten aufgenommen hat; es fehlen z. B. „Gesellenkranz“ und „Zitrone“. Sehr schön und instruktiv sind die beigelegten Bilder. Im grossen und ganzen ist das Buch ein ehrendes Denkmal für den verstorbenen jungen Forscher. R. Wh.

A. Maissen, *Werkzeuge und Arbeitsmethoden des Holzhandwerks in Romanisch Bünden*. Romanica helvetica, Vol. 17. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach-Zürich 1943. 277 S. — „Die sachlichen Grundlagen einer Berufssprache“ heisst der Untertitel des vorliegenden Buches. Den Dienst, welchen es der Sprachwissenschaft leisten will, leistet es zugleich der Volkskunde. Auch sie bedarf für ihre geisteswissenschaftlich gerichteten Schlüsse einer genauen Kenntnis der volkstümlichen Sachkultur. Sie verdankt der von den Zürcher Romanisten J. Jud und A. Steiger herausgegebenen Reihe „Ro-

manica helvetica“ bereits in den Bänden 13 (Viehjoche), 15 (Frauenarbeiten), 16 (Spinnen und Weben) und in den demnächst an dieser Stelle zu besprechenden Bänden 18 und 19 (Land- und Alpwirtschaft; Histern und Speicher) vorzügliche Beiträge zur Kenntnis der bäuerlichen Wirtschaft und Sachkultur. Der vorliegende Band, der aus der bäuerlichen Welt hineinführt in die des Handwerkers, hat in Maissen einen Verfasser gefunden, der wissenschaftliche Qualitäten in seltener Weise verbindet mit handwerklichem Sachverständnis. Präzision und Klarheit der Darstellung, die durch gute Zeichnungen und Photographien erhöht werden, zeigen auf Schritt und Tritt, dass Maissen aus dem handwerklichen Erbe von Vater und Grossvater und aus eigener handwerklicher Erfahrung schöpft. — In dem konservativen rätoromanischen Gebirgsland zeigt sich noch in der Gegenwart, wie das Handwerkertum in der Form des von Maissen aufschlussreich dokumentierten Halbhandwerkertums, aus dem bäuerlichen Stand hervorst. Viele Handwerker sind teilweise noch Bauern, und sie verharren damit auch in bäuerlichen Lebensformen und bäuerlichem Standesbewusstsein. Andererseits ist beim Bauern noch eine weitgehende Arbeitsautarkie und die Kenntnis verschiedener handwerklicher Arbeiten anzutreffen. Wichtig für die Überlieferung herkömmlicher Arbeitsmethoden samt ihren Geräten und ihrer Terminologie ist das immer noch bestehende gebotene Gemeinwerk und die freiwillige nachbarliche Hilfeleistung bei Haus- und Stallbauten. — Neben oder im sachkundlichen Hauptteil finden sich Daten von unmittelbarem volkskundlichem Interesse, so zur „Schwabengängerei“, S. XLII, ein gegenwärtiger Beleg zum vielzitierten Brauch des „Zersägens der Alten“ (resgiar la veglia) in der Fastenzeit, S. 92 und 230, der Brauch, einen neuen Boden durch die Ledigen eintanzen zu lassen (saltar en il plantschiu), S. 194, allerlei aufschlussreiche Anekdoten von starken Männern, originellen Handwerkern, S. 226 ff. Das Handwerkertum, besonders in seiner dörflichen Isolierung, ist bekanntlich besonders fruchtbar an merkwürdigen Käuzen, an Einzelgängern im Volk.

R. Ws.

S. Svensson, Bygd och yttervärld. (Nord. Mus. Handlingar 15) Stockholm 1942. — Wörtlich übersetzt „Gemeinde (Kirchspiel) und Aussenwelt“ nennt der Verfasser eine Reihe von Artikeln, in denen er das Problem behandelt, wie sich Tradition und Neues zueinander verhalten. Mit „Gemeinde“ meint er den kleinen Bezirk mit kulturellem Eigengepräge, oder — wie wir es ausdrücken können — die traditionsgebundene Gemeinschaft; Aussenwelt ist dann jeder Einfluss (auch in der Gemeinschaft selbst), der Änderung oder etwas Neues will, der verhindert, dass die Tradition erstarrt, der sie also lebendig erhält. Es werden möglichst genau die Fragen untersucht, wie etwas Neues sich ausbreitet, ob sprunghaft oder kontinuierlich, was den Anlass zur Änderung gibt, wer damit anfängt, wer vermittelt und wie der Kampf zwischen Alt und Neu verläuft. Das Material, worauf sich der Verfasser stützen kann, besteht in den ausgezeichneten Antworten der Gewährleute auf die Fragebogen in den verschiedenen Archiven. Und besonders wertvoll und interessant sind die Untersuchungen, weil sie Material aus der neuesten Zeit (19. u. 20. Jh.) verarbeiten, wobei also eine Nachkontrolle meist noch möglich ist. Man wird auch aus diesen Änderungen, die fast unter unsern Augen vor sich gehen, mit der nötigen Vorsicht auf ähnliche Vorgänge in früherer Zeit schliessen dürfen.

Um die Art der Untersuchungen darzulegen, will ich den Inhalt von zwei Artikeln möglichst kurz zusammenfassen. Der erste befasst sich mit der

Konfirmationstracht der Mädchen. Diese ist in ihrer Form nicht so stark traditionsgebunden wie z. B. die Brauttracht; denn da sie den Übergang zur Kleidung der Erwachsenen bildet, ist sie stark der Mode unterworfen. Dagegen in der Farbe spielt die Tradition eine wichtige Rolle. Der Fall scheint zunächst einfach: früher war Schwarz, heute ist Weiss Brauch. Gewechselt hat es, wie der Verfasser auf Bildern und Karten zeigt, in den letzten drei bis vier Jahrzehnten. Deutlich lässt sich auch der Einfluss der „Aussenwelt“ verfolgen: die Gewährsleute nennen Schwedisch-Amerikaner, Leute aus der Stadt (sogen. „bessere“ Leute), die Mädchen aus den angeseheneren Familien im Dorfe, am wenigsten — die Pfarrer; diese haben mehr für Einheitlichkeit gewirkt. Einfluss hatte auch die Sommerkonfirmation, und für eine rasche Nivellierung sorgte der allgemeine Ständeausgleich seit ca. 1900, d. h. die Zerstörung der alten Gemeinschaft. Schliesslich haben auch die Bilder illustrierter Zeitungen in neuester Zeit in der gleichen Richtung gewirkt. Wie die Karten zeigen, ging die Ausbreitung kontinuierlich vor sich, von Dorf zu Dorf, und es entstanden so zusammenhängende Gebiete.

Nun ist aber der geschilderten gradlinigen Entwicklung widersprechend die Beobachtung, die durch Zeugnisse der Gewährsleute gestützt wird, dass ein Ausbreitungszentrum der weissen Tracht in Mittelschweden ist, wo sie schon um die Mitte des Jahrhunderts, und zwar auf dem Lande, üblich war, zu einer Zeit also, wo die Städte noch lange die schwarze Tracht hatten. Die Erklärung liegt nach dem Verfasser darin, dass von den obern Kreisen um 1800 die weisse Empiretracht als Konfirmationstracht übernommen, von den Bauern in Mittelschweden (wo sich viele Herrschaftssitze befinden) übernommen — wie auch der Schnitt der Kleidung beweist — und auch dann beibehalten wurde, als die obere Kreise zur schwarzen Farbe übergegangen waren. — In einem andern Artikel zeigt uns Svensson, wie der Jultomte aufkam, der Kobold, der die Julgaben bringt. Es ist ein recht junger Brauch, dessen Entstehung wir gut verfolgen können; denn sie setzt erst mit den 70er Jahren ein. Vorher ist wohl die volkstümliche Gestalt des Tomte vorhanden; sie ist geradezu bereit, an Jul ihre Rolle zu spielen, da sie nach dem Volksbrauch und -glauben an Jul die Julgrütze empfängt. Aber es ist nicht das Volk, das nun den Jultomte schafft, sondern nach 1870 wird er in Bildern, Geschichten und Gedichten illustrierter Zeitungen als Gabenbringer dargestellt. Er tritt auch als solcher auf, indem er die Rolle älterer Gabenbringer wie des Julbocks übernimmt. Aber das geschieht zuerst in den Städten und bei den obern Klassen. Durch den zunehmenden Verkehr, durch die Schule und durch die Zeitungen wird er um 1900 rasch verbreitet, ist aber heute noch nicht überall aufgenommen. So ist die scheinbar neue Sitte doch nur die Fortsetzung einer alten in gewandelter Gestalt.

Ich konnte hier nur die Entwicklung in grossen Zügen zeigen. Was die Artikel von Svensson so instruktiv macht, sind die feineren Züge der Methode, wenn er sorgfältig und vorsichtig allen Einflüssen und Kräften nachspürt, die das Leben eines Brauches gestalten, Angriffs- und Abwehrpunkte untersucht, auch die soziologischen Seiten nicht vergisst und die Verbindungen nach rückwärts, nach früher sucht.

P. G.

Ausgegeben April 1944

Buchdruckerei G. KREBS, Fischmarkt 1, Basel.